

# Evangelisch-Lutherisches Gemeinde = Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cents Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch H. E. N. A. u. M. A. n. n.'s Buchhandlung in Dresden.

Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second-class matter

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3. 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt u. Wechselblätter sind zu adressiren: Prof. A. Gräbner, 678—10. Straße, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen u. Gelder sind zu adressiren: Rev. E. J. Zitel, Milwaukee, Wis.

21. Jahrg. No. 11.

Milwaukee, Wis., den 1. Februar 1886.

Auf. No. 523.

Inhalt. — Die Inquisition. — Die Großmagd. — Zeitsünden. — Ein gut Hansmittel wider die leibigen Nahrungsforgen. — Der Helfer in aller Noth. — Heiden und Heidenchristen. — Kürzere Nachrichten. — Einführung. — Conferenz-Anzeige. — Quittungen. —

## Die Inquisition.

(Schluß.)

Daß man durch den grausamen Verfolgungskrieg, von welchem wir in der vorigen Nummer gehört haben, nicht alle, die mit der römischen Kirche uneins waren, abgethan hatte, wußte man in Rom wohl. Aber der Umfang, welchen der Anhang der Katharer und das Kirchenwesen der Waldenser angenommen hatte, war den Römlingen eine zu schreckhafte Erscheinung gewesen, als daß sie nicht hätten darauf bedacht sein sollen, wie sie die Reste der Verfolgten so viel wie möglich aufspüren und ein neues Wachstum, ehe es Gelegenheit hätte, wieder in dem früheren Maße zu gedeihen, niederzuhalten und zu ersticken. Kaum war also jene Großschlächtereie im Jahre 1229 zum Abschluß gekommen, da ließ ein päpstlicher Abgesandter auf einer Synode zu Toulouse eine Reihe Verordnungen annehmen, deren Hauptinhalt folgender war: Die Erzbischöfe und Bischöfe sollten in jeder Pfarre, sowohl in den Städten, als auf dem Lande, einen Priester und zwei oder drei oder noch mehr Laien von gutem Ruf auswählen und eidlich verpflichten, daß sie in ihren Pfarren fleißig, treulich und oft die Ketzer ausforschen (inquiriren) wollten. Diese Leute sollten jedes Haus und jeden Ort, wo sich sonst Menschen aufhielten oder aufhalten könnten, durchsuchen. Wenn sie Ketzer oder deren Gönner, Helfer oder Beschützer entdeckten würden, sollten sie dieselben gefangen nehmen, damit sie zur verdienten Strafe möchten gezogen werden. Dieselbe Sorgfalt sollten auch die Herren der Ländereien zur Aufspürung von Ketzern, die sich in Häusern oder Wäldern auf ihren Besitzthümern aufhalten möchten, anwenden. Wer wesentlich einem Ketzer Schutz und Vergung gewähre, solle seines Besitzthums verlustig, ja auch am Leibe bestraft werden; ja auch wer, ohne es zu wissen, aber durch Nachlässigkeit einem Ketzer den Aufenthalt auf seinem Besitzthum gestattete, sollte straffällig sein. Jedes Haus, in welchem ein Ketzer betroffen würde, sollte niedergehauen, der Boden, auf dem es gestanden hätte, eingezogen werden. Ein Beamter, der nicht eifrig hinter den Ketzern her sei, solle seines Amtes und Vermögens verlustig gehen, auch nie wieder ein gleiches Amt verwalten können. Auch sollte es einem Ketzersucher frei stehen, selbst auf fremdem Gebiete Verhaf-

tungen vorzunehmen, und die Beamten sollten überall gehalten sein, ihm Beistand zu leisten. Ein Ketzer, der seinem Irrtum abgesagt hätte, solle nicht an dem Orte wohnen bleiben, sondern sich in eine der Ketzerei nicht verdächtige Stadt begeben und, damit man leichter ein Auge auf ihn haben könne, zwei Kreuze von anderer Farbe als sein Kleid an beiden Seiten der Brust tragen, auch nur mit besonderer Erlaubnis des Papstes oder seines Legaten ein öffentliches Amt bekleiden dürfen. Solche, die nicht freiwillig, sondern erst aus Furcht vor der Todesstrafe ihren Irrtum ausgegeben hätten, sollten gefangen gesetzt werden. Alle männlichen Personen sollten von ihrem vierzehnten, alle weiblichen von ihrem zwölften Jahre an jeder Ketzerei abschwören, auch eidlich geloben, der römischen Kirche treu zu bleiben und die Ketzerei nach Kräften verfolgen zu helfen und zur Anzeige zu bringen, und diesen Eid alle zwei Jahre wiederholen, widrigenfalls sollten sie selbst als der Ketzerei verdächtig gelten. Damit dies sicherer ausgeführt werden könne, sollten Listen aller Personen jeder Pfarre angefertigt werden, und jeder sollte gehalten sein, jährlich dreimal, zu Weihnachten, zu Ostern und zu Pfingsten eine Ohrenbeichte abzulegen; das Verläumdnis dieser Papistenpflicht sollte einen der Ketzerei verdächtig machen. Die Schriften des Alten und Neuen Testaments, besonders in der Landessprache, zu besitzen, wurde den Laien aufs strengste verboten.

Trotz dieser scharfen Verordnungen wollte aber die Ketzersucherei nicht recht in Schwung kommen. Es läßt sich wohl verstehen, daß die Bewohner jener Gegenden, für welche die Verordnungen zunächst bindend sein sollten, wenig Lust verspürten mochten, Verwandte und Freunde und Nachbarn und Leute, die auf ihren Landgütern und in ihren Häusern wohnten, wie Verbrecher zu überwachen und zu schwerer Bestrafung auszuliefern. Um den beabsichtigten Zweck dennoch zu erreichen, sah man sich also von Rom aus nach Leuten um, die als gefügigere und eifrigere Werkzeuge dienen möchten. Nun war eben während jener blutigen und rauchenden Albigenserkriege ein neuer Mönchsorden entstanden. Der Gründer desselben war jener Dominikus gewesen, der zuerst als Prediger gegen die Ketzer in Südfrankreich zu wirken versucht hatte, dann aber den Mörderhaaren des Simon von Montfort sich anschließend, beflissen gewesen war, die Ketzerei aufzuspueren und dem Feuerode zu überliefern. Den Mönchen dieses Ordens, den Dominikanern, wies nun im Jahre 1232 Papst Gregor IX. die Aufgabe der Inquisition oder Ketzersucherei in Aragonien, Oesterreich und

Deutschland, 1233 in Südfrankreich und Norditalien zu. Bald ging es mit den Ketzengerichten frischer voran. Es fanden zahlreiche Verhaftungen statt; viele wurden eingekerkert; manche wurden verbrannt, eine Strafe, welche die weltliche Obrigkeit an den Verurtheilten vollstrecken mußte. Von Zeit zu Zeit wurden auf Synoden oder durch päpstliche Bullen Anordnungen getroffen, durch welche die Maschine leistungsfähiger gemacht wurde. So wurde verordnet, daß dem Beklagten die Zeugen, welche gegen ihn auftraten, nicht genannt werden sollten; damit er sie auch später nicht ersühre oder seine Verwandten nicht Rache nehmen möchten, sollten die Zeugen nicht einmal in den Protokollen namhaft gemacht werden. Dasselbe galt von den Anklägern. Zur Zeugenschaft wurden sogar Verbrecher zugelassen, die in anderen Gerichten abgewiesen wurden. Zwei Personen, die von Hörensagen berichteten, sollten als ein wirklicher Zeuge gelten. Papst Innocenz IV. bestimmte, daß die weltliche Obrigkeit zur Erpressung der Geständnisse oder zur Angabe ihrer Mitschuldigen bei Ketzern die Tortur sollte anwenden, und auch dies peinliche Verhör nahmen bald die geistlichen Richter selber in die Hand; mit den ausgesuchtesten Martern wurden die armen Opfer der Inquisition zum Reden gebracht, daß manche, um nur diesen Folterqualen ein Ende zu machen, nicht nur sich selbst, sondern auch andere als der Ketzerei schuldig bezeichneten, und dann mit den von ihnen angeklagten obendrein die eigentliche Strafe für die Ketzerei erdulden mußten. Damals erklärte der Franciskanermönch Bernard, selbst die Apostel Petrus und Paulus würden, wenn sie noch lebten und der Inquisition in die Hände fielen, unter der Anklage der Ketzerei nicht freigesprochen werden.

Die Strafen, welche man denen, die sich von den Anklagen nicht reinigen konnten, seitens der Inquisition auferlegte oder auferlegen ließ, waren verschieden, doch galt als eigentlich gehörige Strafe für die Schuldigen der Tod. Viele wurden auf die Galeeren geschickt; andere wurden eingekerkert, und zwar benutzte man zu Ketzertekern mit Vorliebe solche, die von der Seite weder Thür noch Fenster hatten und nur durch ein Loch von oben, durch das der Gefangene hinabgeschickt wurde, zugänglich waren. Ein solches Gefängnis nannte man „vade in pace“, d. i. „gehe hin im Frieden“. Als Todesstrafe zog man die Verbrennung vor. Diese konnte verschärft oder gemildert werden. Solche, die vor ihrem Ende noch Buße gethan hatten, wurden vor der Verbrennung erdroffelt. Wollte man hingegen die Strafe verschärfen, so wurden zuvor noch Martern angewendet. Eine solche war die Versengung, indem

man, ehe der Holzstoß angezündet wurde, dem Verurteilten Haut und Haare mit einem Strohfeuer versengte und ihn dann erst lebendig verbrannte. Solche Versengung nannte man im Volksmund „einen Bari machen“.

Aber nicht nur auf die Lebendigen erstreckte sich die Thätigkeit der Kegerichter, auch wurden nicht nur an ihnen die Strafen der Inquisition vollstreckt, sondern auch Verstorbene konnten angeklagt werden, und fand sie das Gericht schuldig, so wurden ihre Leichname ausgegraben und den Flammen übergeben. Mit allen Bestrafungen der von der Inquisition Verurteilten war aber die Einziehung ihres Vermögens verbunden, und es läßt sich schon aus diesem Umstand leicht erklären, warum man gegen Lebendige und Todte solchen Eifer an den Tag legte; hatte man doch auf diese Weise eine neue Quelle des Reichthums entdeckt, die man nur anzupapfen brauchte um sie fließen zu lassen, besonders da vielfach schon mit der bloßen Anklage einer Person die Einziehung ihres Vermögens verbunden war.

Zwar nicht ohne Schwierigkeit waren die Bewohner der Gegenden, in denen die Inquisition ihr Wesen trieb, dahin zu bringen, daß sie dies Treiben als eine hohe Wohlthat betrachteten, und wir erfahren, daß nicht selten die Inquistoren in der Ausübung ihres Handwerks auf empfindliche, zuweilen lebensgefährliche Weise gestört wurden. Als zu Narbonne der Dominikanerprior Franz Ferrier an der Spitze einer Schaar seiner Gerichtsdiener in das Haus eines Bürgers gedrungen war und nun den Gefangenen wegführen wollte, befreiten diesen seine Mitbürger aus den Händen der Häfcher, und als man ihn nachher wieder festnehmen wollte, wurde den Inquistoren so übel mitgespielt, daß sie es vorzogen flüchtig zu werden. In einem andern Gebiete wurden 1223 drei dieser Kegerichter vom Volke erschlagen. In Toulouse wurde eines Bürgers Hinrichtung durch den Pöbel verhindert. Nachher wurden die Inquistoren seiner doch wieder habhaft und ließen ihn lebendig verbrennen; mehrere andere Opfer, die man von Tavour gebracht hatte, mußten mit ihm die gleiche Strafe leiden. Dann zogen die Inquistoren in die Landschaft Querci und ließen daselbst Leichname ausgraben und, nachdem man sie in den Straßen umhergeschleift hatte, verbrennen. Zu Moissac ließen sie mehr als zweihundert Personen des Feuerlodes sterben. Nach Toulouse zurückgekehrt wütheten sie weiter gegen Lebendige und Tode. Dadurch wurde das Volk aufs höchste erbittert, und schließlich sahen sich die Kegerichter genöthigt, ein Klima aufzuzuchen, das ihrer Gesundheit weniger gefährlich war. Auch aus Narbonne wurden die Inquistoren 1233 vertrieben. Im Jahre 1242 wurden vier Inquistoren von Toulouse mitsamt mehreren Helfershelfern aus der Klerisei von Leuten aus dem Volke umgebracht. Aber es fanden sich Könige und Fürsten, die der Inquisition ihren Schutz angedeihen ließen und ihr auf mancherlei Weise Vorschub leisteten. So erließ z. B. König Ludwig der Heilige von Frankreich ein Gesetz, nach welchem die Großen des Landes und alle anderen Unterthanen bei der Auffuchung der Keger behilflich sein sollten. Zwei Jahre lang sollten seine Beamten den Angebern für jeden angegebenen Keger zwei Mark, später eine Mark zahlen.

So gelang es denn, die Inquisition in immer größerem Maßstab zu betreiben. Das rechte Goldland für dieselbe wurde Spanien, das ja bis auf den heutigen Tag die festeste Burg des Papsttums ist. Hier wurden die Kegergerichte ganz besonders fein durchgebildet, nachdem der Dominikanerprior von Sagovia,

Thomas de Torquemada, seine Arbeit als Großinquisitor von ganz Spanien begonnen hatte. Den Inquisitionspalast nannte man Casa santa, das „heilige Haus“. Sollte eine Person vor das Gericht gezogen werden, so begann man mit einer dreimaligen Vorladung. Stellte sich der Vorgeladene, so wurde ihm das Haupt geschoren und ein dunkles Gefängnis angewiesen. Sein Vermögen wurde sofort mit Beschlagnahme belegt, und weil es sehr gefährlich war, irgend etwas zu Gunsten eines solchen Angeklagten zu reden oder zu thun, so zogen sich sofort alle seine Verwandten und Freunde von ihm zurück. Flucht war fast unmöglich, da die Inquisition überall ihre geheimen Aufpaffer und Häfcher hatte, die einen, der einmal vorgeladen war, nicht mehr aus den Augen ließen. Die einzige Rettung, wenn solche überhaupt möglich war, bestand in schnellem Eingeständnis der Schuld. Dann verlor der Reumüthige in der Regel nur sein Vermögen und seine bürgerlichen Rechte und mußte auf bestimmte Zeit in besonderer Kleidung einhergehen. Leugnen half selten etwas, hatte vielmehr meist verschärfte Haft und peinliches Verhör zur Folge, und hatte man ihn durch Feuer und Wasser und Strick und andere Mittel zu einem Geständnis der eigenen Schuld gebracht, dann konnte die Folter von neuem ansetzen, um auch die Namen der Mitschuldigen zu erpressen. Während seiner Amtszeit hat Torquemada allein 8800 Menschen lebendig verbrennen, 90,000 mit anderen Strafen belegen lassen. Unter seinem Nachfolger Deza starben 1664 Menschen auf brennenden Scheiterhäufen, 32,456 erlitten andere Strafen; und unter dem dritten Generalinquisitor für Spanien erlitten 2536 Personen den Tod und wurden 47,263 auf andere Weise bestraft. Im ganzen sind nach den 1834 zu Madrid veröffentlichten Inquisitionsacten in den Jahren 1481—1808 durch die Inquisition 31,912 Personen dem Feuerlode, und 291,456 anderen Strafen überantwortet worden. In dem letztgenannten Jahre hat der Franzosentaiser Napoleon die Inquisition für Spanien aufgehoben; doch ist noch 1826 zu Valencia ein Schullehrer Namens Ripoll als Keger hingerichtet worden. Ja in Italien hat man noch im Jahre 1852 die Eheleute Madiai um ihres Glaubens willen zu den Galeeren verurtheilt.

Die erste Kegerverbrennung auf amerikanischem Boden hat die Inquisition 1640 in Mexiko zuwege gebracht, und es läßt sich wohl annehmen, daß, wenn Gott nicht dem Papsttum die Krallen beschneiden und die Zähne ausgebrochen hätte, auch auf dem schönen freien Raum vor der City Hall in Milwaukee schon die Scheiterhäufen geraucht hätten und lutherische Christen, die ja in des Papstes Augen ganz besonders schlimme Keger sind, zu Pulver verbrannt worden wären, falls wir ohne das Licht der Reformation nicht noch selber, vom antichristlichen Mordgeist besetzt, Holz und Reisig herzuschleppen würden im Dienste der römischen Inquisition.

## Die Großmagd.

Eine Dienstdotengeschichte.

[2. Fortsetzung.]

Die Eva trat einen Schritt zurück und sah mit in die Weichen gestemmen Armen den Herrn energisch an.

„Das werde ich wohl bleiben lassen! Erstens ist dazu keine Zeit mehr, und zweitens ist es ganz überflüssig.“

„Ueberflüssig?“ wiederholte der Erlensbauer

gereizt. „Meine Leute sollen's bei mir gut haben und nicht wie Sklaven traktiert werden.“

Die Großmagd lachte kurz auf. „Wie Sklaven? Gehen Sie doch herum, Herr, und fragen Sie die Leute einzeln, ob sie sich wie Sklaven fühlen auf dem Erlenshof! Darum bleiben sie wohl alle so lange Jahre bei uns? Ich sage Ihnen, Herr, so wie auf dem Erlenshof haben sie's im ganzen Dorfe nicht. Lassen Sie mich nur machen, Sie werden sehen, die Leute sind zufrieden. Pässen Sie einmal auf, wie das Schmetterlein wird, wenn sie das Bivat ausbringen! Sie wollen's recht gut machen, Herr, und verderben den ganzen Kram!“

„Wieso das?“ fragte der Fritz barsch.

„Das will ich Ihnen sagen!“ versetzte Eva mit überlegener Würde. „Die Leute sind bisher zufrieden gewesen und konnten es auch sein. Geben Sie ihnen mehr, dann verwöhnen Sie sie und machen sie begehrlisch. Stören sie die Leute nicht aus ihrer Zufriedenheit heraus. Mit unzufriedenen Menschen ist hernach nicht mehr auszukommen, sie können nimmer genug kriegen.“

„So schlinum wird's wohl nicht werden!“ brummte der Erlensbauer, machte flugs kehrt und verließ die Küche.

Er war verstimmt. Schon wieder einmal war ihm die Großmagd in den Weg getreten und hatte ihren Kopf gegen ihn durchgesetzt. Das war ihm eine bittere Pille, und um so bitterer, als er sich sagen mußte: Sie hat recht. Im ersten Aerger kam ihm der Gedanke, ob er nicht die alte Kantippe besseitigen sollte, um ihren Posten mit einer gefügigeren Dienerin zu besetzen. Aber schon nach einer halben Stunde war bei seinem leichten Sinn der Unmuth verraucht, und den Dessauer Marsch pfeifend klebete er sich in seiner Kammer um.

Mit hellem Erstaunen empfing ihn seine Frau, als er darauf bei ihr in der Stube erschien. Er hatte sich gestern einen neuen Anzug aus der Stadt mitgebracht, darin wollte er heute zur Feier des Tages paradien.

„Guten Morgen, Herr Baron!“ rief ihm die Käthe entgegen und slog dem Kavaliere glückselig in die Arme.

Der Fritz schmunzelte befriedigt. „Wenn die feinen Herren aus Fahrenstedt heute kommen, soll ich denn unter ihnen aussehn, wie eine Krähe unter Papageien? — Horch, da sind sie schon!“

Durch das Thor rollte ein leichtes offenes Wägelin; dem entstiegen drei junge Herren, welche der Fritz zum heutigen Fest geladen hatte.

Es wurde sofort ein Frühstück aufgetragen, welches ihnen sehr vortreflich mundete, zumal der Fritz zwei Flaschen Madeira aus dem Keller geholt hatte. Als man eben vom Tisch aufstehen wollte, wurde draußen ein Zauchzen hörbar.

„Da kommen sie schon!“ rief der Fritz, und alles eilte hinaus auf die Treppe, um den Erntelanz zu empfangen.

Die jungen Mädchen hatten denselben stattlich hergerichtet, die Karoline hatte expreß nach der Stadt gemußt, um noch etliche Bogen von Kaufschgold und buntem Papier zu holen, von denen man Fähnlein und lange Bandschleifen schnitt.

Der Wagen fuhr vor der Treppe vor. Der Andres lüftete den Hut und that seine Rede, welche ihm der Schulmeister in schöne Reime gebracht hatte; dann ging das Bivatrusen an, und jeder bekam sei-

nen Theil bis auf die drei jungen Herren, welche zum Besuch anwesend waren.

Der Erntekranz wurde nun vom Wagen gehoben und im Hausflur an die Stelle des vorjährigen gehängt.

„Nun, Jakob, bist auch da? Was willst du von mir?“ fragte der Erlensbauer eine Weile später einen blinden Menschen, der nach dem Abzug der Vivatschreier noch auf dem Platz herumstand.

Der arme Mensch tappte auf den Herrn zu.

„Der Andres hat mir gesagt, ich wäre nicht mehr nöthig auf dem Erlenshof; ich mag's ihm aber nicht glauben.“

„Was meinst du?“ fragte der Erlensbauer.

„Na, ich meine von wegen der Harmonika. Ich habe ja zu jedem Erntekranz mit meiner Harmonika die Musik gemacht.“

„So, hast du das? Das habe ich nicht gewußt und mir die Fahrenstedter Musikanten bestellt. Aber beruhige dich nur, Jakob — was hast du immer bekommen?“

„Zehn Groschen, Herr, und einen Teller Hirsebrei mit Schweinefleisch und Bier, so viel ich trinken wollte.“

Der Fritz fuhr mit der Hand in die Tasche.

„Na, du sollst nicht zu kurz kommen, hier hast du einen Thaler. Und nun geh in die Küche und is' dich satt. Bist zufrieden?“

Der Blinde drückte dem splendiden Geber dankbar die Hände, und die Thränen kolkerten ihm aus den hohlen Augen. „Gottes Lohn! Gottes Lohn! Sie sind ein guter Herr. — Aber nicht wahr, übers Jahr bestellen Sie die Musikanten nicht wieder?“

Der Erlensbauer mußte lachen und sagte: „Bis zum nächsten Mal ist's noch lange hin. Geh nur, Jakob!“

Unter demselben Wagenschuppen, wo das Hochzeitsmahl gehalten worden war, wurde nun wieder der Tisch gedeckt, und als es Mittag läutete, sammelte sich alles zum Ernteschmaus, die Herrschaft natürlich auch mit.

Die Großmagd warf von Zeit zu Zeit einen triumphirenden Blick nach dem Erlensbauer hin, als wollte sie ihn im Anblick der glücklichen, lachenden Gesichter der Schmausenden fragen: Habe ich nun nicht recht? Sind die Leute nicht zufrieden mit dem, was ihnen geboten wird? Der Fritz verstand den Blick auch, und der Aerger kam ihm von neuem. „Warte, ich will dir doch einen Trumpp ausspielen!“ murmelte er vor sich hin und stand nach einer Weile still von der Tafel auf. Er winkte eine Magd bei Seite, gab ihr heimlich einen Schlüssel und sagte ihr etwas ins Ohr. Nach zehn Minuten war die Abgesandte wieder zur Stelle mit einem Korb voll Flaschen und Weingläser.

„Die Wamsell hat heute das Salz nicht geschont!“ rief der Erlensbauer laut über den Tisch. „Mir klebt die Zunge am Gaumen vor Durst, und euch wird's nicht besser gehen. Setz auf, Marie, und schenke jedem ein Glas voll!“

Die Eva verzog den Mund in bitterem Grimm und starrte den Herrn an; aber der vermied es orgsältig, ihrem Blick zu begegnen, und plauderte vergnügt mit seiner Umgebung. Die Leute ließen sich den seltenen Trank schmecken und hätten am liebsten dem gütigen Herrn noch ein Vivat ausgebracht, wenn nur einer das Wort dafür gefunden hätte.

Nach beendetem Schmaus sagte aber der Andreas zu dem Erlensbauer: „Das war wohl gut gemeint von Ihnen mit dem Wein, Herr, aber ich werde hernach meine Noth kriegen mit dem Volk, wenn das Biertrinken losgeht. Bier auf Wein, das laß sein — Sie wissen ja das alte Sprichwort.“

Der Erlensbauer hörte nur mit halbem Ohr hin — bei ihm hatte der Wein vom Frühstück schon seine Wirkung gethan. Nachmittags drei Uhr kamen die Musikanten, und der Reigen konnte nun beginnen. Die Herren aus der Stadt hatten sich schon lange auf das ländliche Vergnügen gefreut; dazu hatten sie sich vorgenommen, so viel Ulf zu treiben wie nur möglich und die Bauernburschen zu kuranzeln, und die Weinlaune hatte sie noch vermegeener gemacht. Bald machten sie sich mit unverschämten Reden und unbändigem Lachen bemerkbar, und einer fing mit dem zweiten Knecht Händel an.

Die Eva hatte den Vorgang mit angesehen und die Galle war ihr in die Leber gelaufen. Plötzlich stand sie vor dem Sänder und rief ihn an: „Wenn Sie sich nicht anständiger betragen wollten, so konnten Sie zu Hause bleiben!“

Nach einer Weile rasselte ein Wagen im Hof, und die Stadtherren stiegen in denselben ein.

„Was soll das heißen?“ fragte mit etwas schwerer Zunge der Erlensbauer, als er das gewahr wurde, und eilte zu dem Gefährt.

„Wir können hier nicht länger bleiben,“ antwortete es ihm auf seine Frage, wohin sie wollten; „wir sind moralisch hinausgeworfen worden!“

Der Fritz mußte nicht, was er denken sollte, bis man ihm mittheilte, mit welchen Redensarten die Großmagd einen von ihnen traktirt hätte. Nun wars mit der harmlosen Freude aus und vorbei. Der Erlensbauer zog sich zornschraubend zurück, seine Frau folgte ihm und hatte große Mühe, sein erhitztes Geblüt zu stillen. Er erging sich in den bittersten Redewendungen über die Eva, deren Art und Weise ihm immer unausstehlicher werde, und Frau Käthe mußte schließlich mit allem Nachdruck daran erinnern, zu welchem Dank der Erlenshof der treuen Magd verpflichtet sei, da könne man solchen Vorfall schon mit in den Kauf nehmen, zumal Eva doch im Grunde ganz recht gehabt hätte. Der Erlensbauer biß die Lippen aufeinander. Die Eva hatte wieder einmal recht gehabt, und er durfte ihr von Rechts wegen keine Vorwürfe machen. Um so tiefer setzte sich in seinem Herzen der Groll fest, und die Eva merkte es in der folgenden Zeit nur zu deutlich, indem der Herr ihr aus dem Wege ging und so that, als wäre sie gar nicht da. Damit meinte er die Person, welche alles regieren wollte, am empfindlichsten zu tranken. Sie ließ das ruhig geschehen, indem sie dachte: Er ist ein Hitzkopf, wird schon wieder ruhig und vernünftig werden.

#### Viertes Kapitel.

Was für ein aufmerksamer Ehemann der Erlensbauer gewesen.

Die Eva kam eines Morgens in Begleitung von Karoline und Marie, ihren beiden Untergebenen, in den Kollstall, einem neben dem Pferdebestall gelegenen Raum, um einen Korb voll Wäsche zu rollen. Sie wunderte sich schon von weitem, daß die Thüre offen stand, und wollte schon auf den jüngsten Knecht schelten, der im Thürauslassen Meißler war, als sie beim Eintritt in den Stall den Maurer be-

merkte, welcher beschäftigt war, den Raum mit dem Rollstock auszumessen.

„Was thut Ihr denn hier, Abendroth?“

„Ich soll den Stall ausmessen.“

„Wozu das?“

„Na, ich denke, es soll ein Pferdebestall werden!“

„Ihr spaßt wohl! Haben die Säule nebenan auf einmal nicht mehr Platz genug?“

„Na, weiß ich's? Ich thue, wie mir geheißt ist.“

„Ihr werdet Euch verhöhrt haben, Abendroth.“

„Kann auch sein.“

„Seid Ihr bald fertig mit Eurer Sache?“

„Im Augenblick.“

Der alte Abendroth spütete sich ein wenig und schob dann den zusammengeklappten Rollstock in den Stiefelschaft. „So, nun ist Platz. Adieu!“

Die Kollarbeit war bald beendet. Ins Haus zurückgekehrt, fragte die Großmagd die junge Bäuerin, ob sie etwas wisse, daß der Kollstall mit zum Pferdebestall geschlagen werden solle; so und so habe ihr der alte Abendroth erzählt. Die Frau Käthe wußte von nichts, und die Eva beruhigte sich, denn es wäre ihr sehr unangenehm gewesen, wenn sie den bequem gelegenen Kollstall eingebüßt hätte.

Bald jedoch zeigte es sich, daß der alte Abendroth doch recht gehabt hatte, denn die Wand, welche den Kollstall vom Pferdebestall trennte, wurde weggenommen und die Krippe durch den hinzugekommenen Raum verlängert. Zu ihrem größten Leidwesen mußte Eva sehen, wie für die Rolle ein eigener Raum gebaut wurde und zwar im Hinterhof, nahe am Backofen, wohin sie immer durch die Brenneisen waten mußte. Merkwürdigerweise aber mußte niemand, was die ganze Umgestaltung für einen Zweck habe, auch die Bäuerin nicht, denn der Fritz hatte ihr auf die diesbezüglichen Fragen immer ausweichende Antworten gegeben.

Am Morgen des achtzehnten Oktober erhob sich Frau Käthe früher denn sonst von ihrem Lager. Es war der Tag, an welchem sie vor vierundzwanzig Jahren das Licht der Welt erblickt hatte. Sie war froh erstaunt, ihres Mannes Bett schon leer zu sehen, und dachte: Der gute Fritz! Er wird mir den Geburtstagstisch decken.

Sie kleidete sich langsam an und trat dann in die Wohnstube, aber da war von einem Geburtstagstisch keine Rede. Nur die Karoline erschien und sagte: „Gratulire auch schönstens, Madamchen!“ So mußte auf des Herrn Befehl die Bäuerin titulirt werden.

„Danke schön! Wo ist der Herr?“ fragte Frau Käthe.

„Er ist schon vor einer Weile zur Hausthüre hinaus.“

„Hm, und wo ist die Eva?“

„Hier!“ rief es aus der offenen Küche. „Ich komme sogleich!“

Da erschien sie auch schon mit einem frischen, duftenden Napfkuchen, um welchen herum ein Kranz von Asten und Georginen prangte, und brachte dem Geburtstagstisch ihre Glückwünsche dar. Eben wollte Frau Käthe von neuem ihr Besremden aussprechen, wo der Herr schon in früher Stunde stecken könne, als draußen vor der Thür Peitschengelall laut wurde. Die Bäuerin eilte mit der Eva auf die Treppe hinaus, da hielt der Fritz mit einem prachtvollen Wägelin, vor welchem zwei allerliebste Litauer Falben standen.

„Guten Morgen, liebes Geburtstagskind!“ rief Fritz vergnügt vom Bock und schwenkte den Hut. „Muß dir doch dein Angebinde selber bringen. Viel Glück und Heil zum heutigen Tag! Und nun komm herunter und probire, wie es sich in dem Wagen sitzt!“

„Du Schelm,“ sagte Frau Käthe, nachdem sie Wagen und Pferde betrachtet hatte, „nun weiß ich erst, was deine Geheimthuerei mit dem Kollstall zu bedeuten gehabt hat.“

Sie sprang mit glückstrahlendem Gesicht in den Wagen; der Fritz gab den Thieren die Peitsche und fuhr mit ihr dreimal im Hof rings herum. „Aber, liebster Fritz,“ meinte Frau Käthe, als der Wagen an der Haustreppe vorüberkam, „das ist doch viel zu vornehm für uns; was werden die Leute sagen!“

Fritz lachte. „Sie werden sagen: Der Erlensbauer hat Geschmack.“

„Und einen Sparren zuviel!“ brummte oben auf der Treppe die Eva, welche die Worte gehört hatte. „Nur immer weiter so, dann können wirs noch zu was bringen!“

Die alte Erlensbäuerin schüttelte auch den Kopf zu solcher Verschwendung und war am Nachmittag, als das Geschirr durch eine Fahrt nach der Stadt eingeweiht werden sollte, nicht zum Einsteigen zu bewegen. „Fahrt ihr nur allein,“ sagte sie. „Das würde sich schön ausnehmen: die alte Erlensbäuerin mit Litauer Falben in einer adeligen Kutsche! So hat mich mein seliger Gottfried nicht verwöhnt; wir sind zu Fuß gegangen oder in der alten gelben Kalesche gefahren, wenns schlechter Weg war, und sind dabei doch alt geworden.“

Dem Fritz war diese verblühte Beurteilung seines Geburtstagspräsents gar nicht recht, aber er tröstete sich mit der kindlichen Freude, welche sein Weib daran hatte, und stach in der Stadt zwei Flaschen Sekt aus mit denen, welche sein Fuhrwerk laut bewunderten.

(Fortsetzung folgt.)

### Zeitsünden.

Das zweite Gebot:

Du sollst den Namen deines Gottes nicht unnützlich führen.

Was war es doch in Zeiten, da noch mehr Gottesfurcht als heutzutage in den Völkern der Christenheit war, eine feierlich ernste Sache um den Eid, besonders den Eid vor Gericht. Wie war man darauf bedacht, Meineid als etwas ganz hervorstechend, unheimlich Entsetzliches möglichst zu erschweren. Wie sorgfältig wählte man zwischen Personen, deren Aussagen einander widersprachen, diejenige aus, welche zum Eid zugelassen werden sollte. Wie feierlich war ein Reinigungs- eid. Wie wurde durch eine der Eidesleistung vorhergehende Belehrung, die sich wohl zu einer vollständigen Predigt gestaltete, und durch die feierliche Verwarnung vor der Sünde des Meineids und durch die nach solcher Belehrung und Verwarnung nochmals gestellte Frage, ob man noch bereit und willens sei, den Eid zu leisten, das Gewissen dessen, der da schwören sollte, angeregt und zu kräftiger und auf mehrfache Weise gesteigerter Thätigkeit aufgerufen. Wie wurde vielfach selbst der Raum, in welchem eine Eidesleistung vor sich gehen sollte, für diese Gelegenheit in feierlich ernstes Gewand gelegt. Das alles sollte dazu dienen, daß

nicht jemand leichtfertiger Weise, ohne sich sehr eingehend und klar und anhaltend überlegt zu haben und sich dessen recht bewußt geworden zu sein, was er thue, einen Eid leiste, und nur ein ganz verhärteter Bösewicht sich eines Meineids möchte schuldig machen können.

Wie ganz anders geht es nun in unserer Zeit und in unserm Lande her. Da landet ein Einwanderer in New York. Kaum hat er vielleicht in Castle Garden zu New York den Fuß auf amerikanischen Boden gesetzt, da sieht er sich an einen Schalter geführt, hinter dem ein junger Beamter, die Cigarre im Munde und in Hemdsärmeln steht und schreibt. Der Mann, welcher den Fremdling an den Schalter geführt hat, sagt einige Worte zu dem Mann im Vogelbauer. Der nimmt die Cigarre aus dem Munde, und der Fremdling hört ihn etwas sprechen, das ohngefähr so lautet wie: „Eiduslenlir tutruturtrmur simrsunmrst täteimesmer ämerommerlängterängter änteteimwo gdsovenni vlu glublu gdubädido meineiseu stpmigad.“ — Der Mann aus dem Zwischendeck schaut den hinter dem Schalter und den an seiner Seite und dann wieder den in Hemdsärmeln an, der inzwischen die Cigarre wieder zwischen die Zähne geklemmt hat und ihm mit der linken Hand ein Blatt Papier hinschiebt und mit der rechten eine Feder hinhält. „Das mußt du unterschreiben,“ sagt jetzt der, welcher ihn hingeführt hat, und der Eingewanderte schreibt zum erstenmal in America seinen Namen, langsam und deutlich, J—o—h—n—n Sch—m—i—d—t, und macht einen Punkt dahinter und giebt die Feder wieder zurück, und der mit der Cigarre zieht das Blatt an sich und drückt ein Löschblatt drauf, und der andre führt unsern Deutschen wieder fort. Im Weggehen fragt er wohl seinen Führer, was das war. „D, weiter nichts,“ sagt der, „du hast schwören müssen, daß alles in Ordnung ist mit deinen Sachen; das war alles.“ Nun geht es fort auf die Eisenbahn. Auf der Reise wird unser Fremdling bestohlen. Er bellagt sich darüber bei dem Zugführer. In Chicago wird er befragt über seinen Verlust. Ein fremder Mann, der deutsch spricht, sagt, er solle mitkommen, man wolle sehen, was sich machen lasse. Sie gehen an den Kutschen und Expresswagen vorüber, die beim Bahnhof auf Rundschafft warten, um eine Straßenecke, dann in ein Haus, in welchem mehrere Schreiber beschäftigt sind, die sich um die Ankömmlinge nicht kümmern. Der Geleitsmann spricht einige Worte mit einem kurzen, dicken Mann, in dessen rothem Gesicht unter der Kupfer Nase und dem borstigen Schnurrbart auch eine Cigarre steckt. Unser Einwanderer muß einige Fragen in Betreff der gestohlenen Gegenstände, die der Geleitsmann stellt, beantworten, der Geleitsmann wiederholt die Antworten englisch, der Kurze, Dicke schreibt alles in ein Formular und fängt endlich an, etwas herzullesen, das ohngefähr lautet: „Eidndrsein duslmigrd äteimllettetrotor ondeblemob tschedtrotomterommonti trauterauteboonemitschnitstntul gtingtängf selpmigad. Dann reicht der Kurze Dicke eine Feder hin und zeigt auf eine punktierte Linie rechts unten in der Ecke des Blattes, und der Geleitsmann sagt: „Unterschreiben.“ Auch das geschieht; der Geleitsmann nimmt das Blättchen Papier an sich, und nun geht es wieder zurück zum Bahnhof. Auf dem Wege dahin fragt unser Landfremder: „Was war denn das jetzt?“ „D, weiter nichts,“ lautet die Antwort, „du hast bloß schwören müssen. Sie glauben, sie haben den Dieb schon abgefaßt, und in Milwaukee meldest du dich bei dem Agenten der deutschen Gesellschaft, da kannst du vielleicht in ein paar Tagen deine Sachen in Empfang nehmen.“ So hat denn

unser Einwanderer schon zweimal geschworen, ohne zu wissen was und wozu. Er kommt nach Milwaukee, findet auch bald Arbeit bei einem Bau, läßt sich drei Wochen redlich sauer werden, bis der Keller beinahe ausgegraben ist, den sein Arbeitgeber in Contract hatte. Mit der Auszahlung des Lohnes hat man ihn von einer Woche auf die andere vertröstet, und endlich sagt ihm ein Bekannter, der schon länger im Lande ist: „Höre, wenn du die Sache nicht zu rechter Zeit einfügst, kriegst du am Ende gar nichts. Jetzt gehst du und forderst deinen Lohn noch einmal vom Bock, und wenn er nicht bezahlt, sagst du weiter gar nichts; dann gehe ich mit dir zum Advokaten und du verklagst ihn, ehe der Dschob abgenommen wird; wir wollen ihn schon fixen.“ Unserm Deutschen ist zwar noch nicht klar, was ein Dschob ist, und was für eine Strafact das Fixen sein mag; aber er thut, wie ihm empfohlen wird, erhält wieder sein Geld nicht, und darauf geht sein Bekannter spornstreichs mit ihm zu einem Advokaten. Das Reden bei dem Advokaten besorgt er Bekannte; sie erhalten die Weisung, um vier Uhr Nachmittags wieder zu kommen, dann werde die Klageschrift fertig sein. Sie kommen zur festgesetzten Zeit. Der Advokat liest ihnen ein Schreiben vor, und der Bekannte erklärt unserm Neueingewanderten als Dolmetscher, was in der Klageschrift gesagt sei. Jetzt fängt der Advokat noch einmal an, etwas herzusagen, das wohl wieder englisch war, aber unserm Deutschen ganz ebenso verständlich oder unverständlich gewesen wäre, wenn es chinesisch oder kafferisch gewesen wäre. Dann muß unser Kläger seinen Namen unten rechts hinschreiben, und die beiden Freunde können gehen. Während sie die Treppe hinunter steigen, fragt der Johann Schmidt seinen Berater: „Du, was war doch das, was er da zuletzt noch hergelesen hat, ehe ich unterschreiben mußte?“ „Ach,“ sagt der Andere, „das war bloß der Eid; da muß eben geschworen werden, daß alles so ist, wie du gesagt hast; das thut aber weiter nichts zur Sache; die Hauptsache ist, daß wir ihn früh genug verklagt haben.“ Sie waren übrigens doch nicht früh genug; denn ehe der Advokat die Sache anhängig machte, war der Dschob doch abgenommen und der Contractor ausgezahlt, und unser Deutscher hat bis auf den heutigen Tag seinen verdienten Arbeitslohn noch nicht. Aber einen Eid geschworen hatte er schon zum drittenmal, ohne es zu wissen.

Ist es nun bei solcher Leichtfertigkeit, mit der von den amtlich dazu befugten Personen die Eide abgenommen werden, groß zu verwundern, wenn auch die Personen, welche die Eide leisten sollen, selbst wenn sie wissen, um was es sich handelt, kein großes Gewicht auf diese ernste und heilige Handlung legen? Ist es zu verwundern, wenn unser eingewandeter Johann Schmidt bald zu der Ansicht gekommen ist, in America komme auf einen Eid mehr oder weniger nicht viel an? Daß bei dieser Leichtfertigkeit auch vieles geschworen wird, das sich nicht genau der Aussage gemäß verhält, daß vielen Leuten das Bewußtsein von der Heiligkeit des Eides ganz abhanden kommt, und sie, sofern sie nicht der Respect vor der Zuchthausstrafe, die auf erwiesenen Meineid gesetzt ist, abhält, schließlich auch mit leichtem Herzen einen bewußten falschen Eid ablegen, läßt sich bei solcher Praxis leicht denken, und die Erfahrung bestätigt es. Giebt es doch selbst Beamte, welche einem Menschen ruhig und ohne ein Wort der Erinnerung einen Eid abnehmen, von dem sie ganz gut wissen, daß es ein Meineid ist, und ein lieber Freund hat mir erzählt, wie man ihn in einem Zollhaus der Landesregierung als beschränkte heilige Einfalt be-

lächelte, als er einen hohen Einfuhrzoll erlegte, den er bezahlen mußte, weil er nicht unter Eid den Sachverhalt falsch angeben wollte.

Doch solche Leute, die wissenschaftlich, um nur ihren zeitlichen Vortheil, wie sie meinen, zu gewinnen, Meineid über Meineid leisten, lesen unser Gemeindeblatt nicht; die haben andere Blätter, die ihnen besser zuzusagen. Unsere Christen aber, besonders unsere eingewanderten Mitbrüder, die der englischen Sprache nicht mächtig sind, möchten wir gewarnt haben vor dem zeit- und landüblichen leichtfertigen Schwören vor obrigkeitlichen Personen. Jeder Beamte, der das Recht hat, Eide abzunehmen, ist nach den Gesetzen verpflichtet, jedem, der es verlangt, eine genaue Uebersetzung der Eidesformel und dessen, das beschworen werden soll, zu liefern, und von diesem Recht sollten alle unsere Christen, die sich auf ihre eigene Kenntnis der Landessprache nicht verlassen können, in allen Fällen unabänderlich Gebrauch machen; denn nur dann können sie, wo sie schwören müssen, wirklich ein gutes Gewissen bewahren, während hingegen Fälle vorkommen, wo ein Eid dem, der ihn seiner Zeit geleistet hat, ohne zu wissen, was er eigentlich beschwören sollte, noch nach Jahren schwer aufs Gewissen fällt, wenn sich die Sache nur mit Mühe, vielleicht gar nicht zurechtstellen läßt.

G.

### Ein gut Hausmittel wider die leidigen Nahrungsforgen.

Mit Gebete einzunehmen!

II.

Arbeite!

Bete und arbeite! Wer die Nahrungsforgen los werden will, der muß, wenn er kann, nach dem Sonntage auch die Werkstage folgen lassen. Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen. (2. Thess. 3, 10.) Arbeiten heißt thun, was uns der Herr gebietet. Dem Volk in der Wüste gebot er, sich zu lagern. Sie thatens, und legten sich in Schichten auf das grüne Gras. Das war den Tag ihre Arbeit. Den Jüngern gebot Er, die Brote und Fische unter dem Volk herumzutragen und jedem so viel zu geben, als er wollte. Das war der Jünger Arbeit an dem Tage. Die Arbeit des Volkes wie der Jünger hätte sie nicht satt gemacht. Während sie aber thaten, was Jesus ihnen befohlen hatte, arbeitete Er für sie, und Sein Segen machte sie satt. Du meinst, das ist leichte Arbeit. Leg dich ins Gras, nimm, was dir gegeben wird. Ja wohl ist's leichte Arbeit für den, der die Wundergeschichte bis zu Ende gelesen hat und nun weiß, daß die Gelagerten auch gesättigt werden und die Jünger in keinen Mangel kommen. Ich halte aber dafür, daß die lieben Apostel lieber im Schweiß ihres Angesichtes einen vierspännigen Wagen mit Broten würdest abgeladen haben, als daß sie ein Stücklein nähmen aus Jesu Hand und damit hingingen an den ersten Tisch. Sie werden anfangs nicht zu große Stücke vorgelegt haben. Manchem wird beim Herunterschneiden die Hand und das Herz gezittert haben, daß es nun bald ein Ende haben werde mit dem Vorlegen und sie bei dem gelagerten Volke mit Schanden würden bestehen müssen. Es ist für die Apostel saurere Arbeit gewesen, als graben und Steine klopfen. Und unter den Tausenden wird auch mancher gewesen sein, der lieber noch den Weg in eine der nächsten Dörfschaften gemacht hätte, ein Kind an der

Hand und eins auf dem Rücken, als daß er sich hier nur lagern sollte. Ja, wenn ihr Gras essen könntet, wie die Kühe, so gäbe es hier Nahrung genug für euch! Wozu sich an einen Tisch setzen, der nicht gedeckt ist? Von Lust und Abendthau wird Niemand satt. Es ist keine so leichte Arbeit gewesen, wie wir uns gewöhnlich vorstellen. Doch ist nicht eine Arbeit wie die andere, und soll auch nicht alle Arbeit gleich sein auf Erden. Ein Schmied vergießt ja mehr Schweiß als ein Schreiber. Aber was thut ein Landmann anderes, als hier die Jünger thaten? Die Jünger nahmen das Brot aus Jesu Händen. Der Landmann nimmt die Saat aus Gottes Hand. Die Jünger tragen das Brot an die Orte seiner Bestimmung zu den Volksschichten. Der Landmann schafft die Saat in seinen Acker. Die Jünger geben dem Volk, soviel jeder nöthig zu haben meint. Der Landmann streut aus, so viel nöthig ist. Während die Jünger weiter gehen und sich um das Ausgegebene nicht mehr bekümmern, wächst es durch des Herrn Segen zum Sattwerden für Alle. Während der Landmann weiter geht und seine andern Geschäfte besorgt, wächst die ausgestreute Saat durch des Herrn Segen. Und wie in der Jünger Hand aus wenig viel ward, so wird auf dem Acker aus wenig viel. Dort in der Wüste währte es etliche Stunden, ehe der reiche Segen aus den wenigen Broten gemachsen war; mit unserm Ernten währts etliche Monate. Es wächst auch sonst eine Frucht schneller als die andere. Wie dort mit den Segensbroten in der Wüste, so ist's in Wahrheit mit aller unserer Arbeit. Der Handwerker erhält sein Handwerkszeug auch aus Gottes Hand, und durch des Herrn Segen erwirbt er sich damit sein Brot. Der Herr hätte das Volk sättigen können mit einem Worte. Aber er will ihre Arbeit auch dabei haben. Arbeiten währt nicht ohne Beten, Beten währt nicht ohne arbeiten. Bete und arbeite, so lautet der Spruch, und zwar in der rechten Ordnung. Darum steht geschrieben, daß den Faulen der Mangel über-eilen wird, wie ein Fußgänger.

Darum, willst du die Nahrungsforgen los sein, so sei auch fleißig in deinem Berufe, thue, was Gott dir gebietet, schaffe mit deinen Händen etwas Gutes.

Sing, bet, und geh auf Gottes Wegen,  
Beriicht das Deine nur getreu,  
Und trau des Himmels reichem Segen,  
So wird er bei dir werden neu;  
Denn welcher seine Zuversicht  
Auf Gott setzt, den verläßt Er nicht.

III.

Und harre!

Er wird zwar eine Weile  
Mit seinem Trost verziehn  
Und thun an seinem Theile  
Als hätte in seinem Sinn  
Er deiner sich begeben,  
Als sollst du für und für  
In Angst und Nöthen schweben,  
Frag er doch nichts nach dir.

Darum mußt du auch warten lernen, bis seine Stunde kommt. Er hilft zur rechten Zeit. Er kennt die rechten Freudenstunden und weiß wohl, was uns nützlich sei. Er hat noch niemals was verfehen in seinem Regiment. Harre des Herrn, sei getroßt und unverzagt und harre des Herrn! (Psalm 27, 14.) Wie mußten die Tausende samt den lieben Jüngern damals, als der Herr die Speisungswunder that, warten! Es war in der Wüste: keine Stadt, kein Dorf, kein Hof

da gelegen. Es war Abend und der Herr predigte noch. Dann fragt Er erst den Jüngern ihre Sorgen und ihren Unverstand ab. Als obs Zeit zum parliren gewesen wäre. Und als keiner Rath weiß, läßt Er das Volk sich lagern. Wenn einem die Weile zu lang geworden ist, und er hat sich auf und davon gemacht — der hat nichts gesehen und erhalten. Die aber im Glauben warten konnten, die haben gegessen und sind satt geworden. Erst mußten sie geistlich essen, das heißt glauben aufs Wort Christi. Dann ging's ans leibliche Essen. Als die Noth kam, kam nicht gleich die sichtlich Hülfe. Aber in Jesu Herz kam das Erbarmen über die Nothleidenden, in Jesu Mund kam die Frage nach ihrer Noth. Damit ging die Hülfe schon an. Wir müssen auf Gott warten, dann wartet uns Gott auf. Auf solch Wunderbrot hat Niemand zu lange warten können. Es kam die Hülfe gerade zu rechter Zeit. Ja, wenn der Herr etliche fünfzig Wagen mit Broten hätte ansfahren lassen, dann wäre das Warten leicht gewesen. So hieß es: Lege dich aufs grüne Tischuch. Sie mußten dem Herrn auf den Mund sehen, wenn sie die Hülfe sehen wollten. Nun, liebes Herz, siehe auch dahin. Du magst beim Beten und Arbeiten doch zuweilen in Mangel kommen, wirst die Hülfe nicht gleich sehen. Suche sie nur in des Herrn Wort. Sieh nicht an den leeren Brotschrank, den leeren Keller, die leeren Scheunen. Siehe, Brotschrank, Keller und Scheune ist in Gottes Wort. Da stehe hinein und warte getroßt, du wirst nicht verderben. Die Frommen werden nicht zu schanden in der bösen Zeit, und in der Theurung werden sie genug haben. (Ps. 27, 19.) Das ist ja gewißlich wahr. Fehlt's hieran und kannst du nicht warten auf den Herrn, so ist beten und arbeiten umsonst. Wer nicht warten kann, legt sich aufs Stehlen und Betrügen. Damit verjagt er des Herrn Hülfe und Segen.

Bleibt gleich die Hülfe in etwas lange,  
Wird sie dennoch endlich kommen,  
Macht dir das Harren angst und bange:  
Glaube mir, es ist dein Frommen.  
Was langsam schleicht, faßt man gewisser,  
Und was verzeucht, ist desto süßer.

Du mußt dein Leben lang auf die ewige Herrlichkeit warten. Wie willst du das können, wenn du nicht etliche Stunden auf des Herrn zeitliche Hülfe warten kannst? Er hat noch keinen seiner Heiligen Hungers sterben lassen.

IV.

Sei genügam!

Womit tractirt nun der Herr seine Gäste in der Wüste? Ein Stückchen Gerstebrot, ein wenig Fisch, und zum Getränke klares Wasser. Ist's nicht zu gering für einen so großen Herrn? Wenn du es aber machen solltest, würdest du es zumege bringen? Du mußt auch Gottes Gaben nicht verachten. Er giebt, was die Leute brauchen. Der Hunger war ihr Noth. Ich meine, die Mahlzeit wird ihnen gemundet haben. Es ist eine Wundermahlzeit gewesen, die Leib und Seele gemundet und erquidet hat. Das vermag keine königliche Tafel. Es giebt Leute, die meinen, es ist nicht gegessen, wenns nicht gelect und geschlect ist. Das Vater Unser lehrt dich, daß du mit dem Nothwendigen zufrieden sein sollst. Unser täglich Brot gieb uns heute, so lautet unseres Herrn Jesu Küchenzettel. Aber manche denken, sie hätten gebetet: Unsern täglichen Braten gieb uns heute. Willst du's Andern gleichthun in Kleidung und Gastereien, die mehr haben

als du, so laß nur das Vater Unser mit Frieden! Du wirfst aber dann haben deine tägliche Noth und nicht dein täglich Brot. Kann man die Fäden an deinem Rocke zählen, so schäme dich nicht, wenn du dir keinen besseren kaufen kannst. Schämt sich Gott nicht, dir einen solchen Rock zu geben; wer bist denn Du, daß du dich schämen wolltest, ihn zu tragen? Dufstet auch kein Braten aus deiner Küche, so dufstet denn doch Gottes Gaben daraus. Kohlrüben sind eben sowohl Gottes Gaben als Wildbraten. Siehst du an dem, was dir Gott zu genießen giebt, deines Gottes Stempel und Zeichen, so ist es gleichviel, du nimmst ein Ochsenbein oder einen milden Schweinskopf zu dir. Ein gottloser König geht schlechter in seinem rothen Sammetmantel als ein frommer Schornsteinfeger in seinem ruhigen Leder. Das Nothwendige giebt Gott, und ein Gotteskind ist mit dem Nothwendigen zufrieden. Brauchst du hundert Thaler, so erhältst du hundert Thaler. Brauchst du tausend, so erhältst du tausend. Gott allein weiß wie viel du brauchst. Kannst ihm wohl vorrechnen. Er aber wird's nachrechnen. Seine Rechnung aber ist richtig. Glaub's mir. Er versteht es besser als du. Meinst du nicht auch? Nun so sei kein Ledermaul, keine Modepuppe. Schon mancher hat sich mit dieser Welt Güter die Hölle an den Hals gefressen und gesoffen. Weißt du, daß Gott den Tisch dir deckt, so wird auch Wasser zu Wein. Mit Gott und einem guten Gewissen kannst du täglich was Gutes genießen.

(Schluß folgt.)

[Eingesandt von P. A. F. S.]

### Der Helfer in aller Noth.

[Schluß.]

Es ist auch zu merken, daß Christus der Herr überaus willig ist zu helfen. Als das blutflüssige Weib seines Kleides Saum anrührte, ging eine Kraft von ihm aus und heilte sie, und doch spricht er zu ihr: „Meine Tochter, dein Glaube hat dich gesund gemacht.“ Ist es doch, als ob er damit sagen wollte: Was mich anbetrifft, so bin ich herzlich bereit zu helfen; es bedarf da nicht großer Anstrengung, mich zur Hilfe zu bewegen. Wer nur im Glauben eine Hilfe begehrt, der empfängt sie auch. Er thut, als ob es dabei auf ihn gar nicht ankomme und spricht: Dein Glaube hat dich gesund gemacht. Es ist ja freilich wahr, daß er viel tausendmal mehr bereit ist, uns Hilfe zu spenden, als wir bereit sind, dieselbe bei ihm zu suchen und in Empfang zu nehmen. Dazu ist er ja unser Heiland geworden, daß er uns helfe in unserm Sündenelende. So führt er auch von Gotteswegen den Namen Jesus, ein Sünderfreund und Helfer. Und wie sein Name, so ist auch sein Ruhm.

Das schreib dir in dein Herze, du hochbetrübt's Heer,  
Bei denen Gram und Schmerze sich häuft je mehr und  
mehr;

Seid unverzagt: ihr habet die Hilfe vor der Thür:  
Der eure Herzen labet und tröstet, steht allhier.

Ihr dürft euch nicht bemühen, noch Sorgen Tag und  
Nacht,

Wie ihr ihn wollet ziehen mit eures Armes Macht:  
Er kommt, er kommt mit Willen, ist voller Lieb und Lust,  
All Angst und Noth zu stillen, die ihm an euch bewußt.

Auch dürft ihr nicht erschrecken vor eurer Sündenschuld.  
Rein! Jesus will sie decken mit seiner Lieb und Huld.  
Er kommt, er kommt den Sündern zu Trost und wahrem  
Heil,

Schafft, daß bei Gottes Kindern verbleibt ihr Erb und  
Theil.

Als Jairus ihn um Hilfe ersucht, war er sogleich bereit, mit ihm zu gehen. Ja als er bemerkte, daß dieser in seinem Glauben wankend werden könnte, ruft er ihm ermunternd zu: Fürchte dich nicht, glaube nur.

Ist also auch das Elend, in welches wir durch eine Bosheit des Teufels und aus Schuld unserer ersten Eltern gerathen sind, sehr groß, so ist doch die Hilfe, die uns in Christo geworden ist, viel herrlicher und mächtiger. So entsteht nun die Frage: Wie können wir derselben theilhaftig werden?

Als Jairus in das brechende Auge seines Tochterleins schaut und nun weiß, daß da Menschen nicht mehr helfen können, eilt er zu Jesu und fleht ihn knieend um seine Hilfe an. Als das blutflüssige Weib an aller menschlichen Hilfe verzweifeln mußte, drängt sie sich zu Jesu und sucht seine Hilfe. Wer die Hilfe Jesu erlangen will, der muß zu ihm kommen und dieselbe begehren. Das geschieht durch ein herzliches Verlangen und zuversichtliches Bitten und Flehen. Er selbst spricht: „Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan.“ Denn wer da bittet, der empfängt; und wer da suchet, der findet, und wer da anklopft, dem wird aufgethan.“ (Matth. 7, 7. 8.) Damit ist uns die Thür zu seiner Hilfe weit aufgethan. „Darum lasset uns hinzutreten mit Freudigkeit zu dem Gnadenstuhl, auf daß wir Barmherzigkeit empfangen und Gnade finden auf die Zeit, wann uns Hilfe noth sein wird.“ (Hebr. 4, 16.) Das Suchen der Hilfe Jesu muß im Glauben geschehen. Denn der Herr spricht zu Jairus: „Fürchte dich nicht, glaube nur!“ und zum Weibe: „Meine Tochter, dein Glaube hat dich gesund gemacht.“ „Er bitte aber im Glauben und zweifle nicht; denn wer da zweifelt, der ist gleich wie die Meereswoge, die vom Winde getrieben und gewebet wird.“ (Jacobi 1, 6.)

Wie tröstlich ist das. Ist es z. B. mit einem Menschen dahin gekommen, daß er lebendig erkennt, daß er in sich selbst ein verlorener und verdammter Sünder sei, fühlt er seine Sünden als eine schwere Last und möchte er gerne dem zukünftigen Zorn entkommen, so darf er nicht bloß bitten: Lieber Herr Jesu, laß mich Gnade vor dir finden; wasche mich von meinen Sünden mit deinem Blute, kleide mich in den Rock deiner Gerechtigkeit, auf daß ich selig werde; sondern er soll so stehen im festen Glauben, daß der Herr gewiß, gewiß dieses sein Flehen hört und erhört. Denn schon längst hat er unsere Schuld bezahlt, unsere Strafen gebüßt und alle Gerechtigkeit für uns erfüllt, und Gott hat seine Genugthuung angenommen und ist durch ihn versöhnt worden. Wer sich des im lebendigen Glauben getröstet, der hat so gewiß die Erhöhung seines Gebetes, als das blutflüssige Weib die Gesundheit erlangte durch das Anrühren seines Kleides. Sein Glaube hat ihm geholfen. Denn wer da glaubt, empfängt Vergebung der Sünden (Apostelg. 10, 43.), der ist gerecht (Röm. 10, 4.), der wird selig (Marc. 16, 16.). Ist der Gläubige auch noch vor den Menschen und nach seinem eigenen Gefühl ein Sünder, vor Gott und in Gottes Verdict ist er vollkommen gerecht. „So ist nun nichts Verdammliches an denen, die in Christo Jesu sind.“ (Röm. 8, 1.) Er ist des Heils in Christo theilhaftig geworden.

Tritt der Tod dem Menschen in seiner schrecklichen Gestalt entgegen, daß ihm angst und bange wird vor diesem Fürsten der Schrecken, so darf er nicht bloß bitten: Lieber Herr Jesu, errette mich vom Tode; sondern er soll auch zuversichtlich glauben, daß Jesus, sein Heiland, sein Gebet hört und erhört. Mag ein Christ, der sich des zu Jesu versieht, auch immerhin vor den

Menschen sterben, in Wahrheit ist sein Tod nichts anderes als ein Einschlafen, aus welchem ein fröhliches Erwachen erfolgt. Denn der Herr spricht: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stirbt. Und wer da lebt, und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben.“ (Joh. 11, 25. 26.) Ferner: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: So jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen ewiglich.“ (Joh. 8, 51.)

Aber wie, darf ein Christ auch glauben, daß der Herr Jesus sein Gebet um Errettung aus Armut, Krankheit und sonstiger Trübsal hört und erhört? Ganz gewiß! Freilich dürfen wir dem Herrn darin nicht Zeit und Maaß vorschreiben wollen, wie und wann er uns helfen soll, weil wir kurzichtigen Menschen nicht wissen, was für uns am Besten ist. Aber der gläubige Beter soll das herzliche Vertrauen zu Jesu haben, daß er in seiner Weisheit alles reiflich überlegen und alles wohl machen werde. Er führt die Seinen oft recht wunderbar, aber doch immer selig. Seine Wege sind oft dunkel, aber sie gewinnen immer ein herrliches Ende. Darum sollen und dürfen wir in solchen Sachen getrost dazu setzen: Dein Wille geschehe. Wie ein Kind ganz ruhig im Schooße der Mutter liegt und sich gar nichts sorgt, mag auch immerhin Gefahr vorhanden sein, so kann ein Christ, der seine Noth im gläubigen Gebete dem Herrn Jesus vorträgt und sich auf seine Hilfe verläßt, ganz getrost sein in der Zuversicht, daß Jesu Auge über ihn wacht und aus Besorgnis für ihn sorgt. Es werden ja auch wohl Zeiten und Stunden für ihn kommen, wo er zagen möchte, wie Jairus, als das Gesunde ihm seine Noth so recht unter die Augen rückte; allein da soll er sich das Wort seines Heilandes vorhalten: „Fürchte dich nicht, glaube nur.“ Das Zagen und Zweifeln an Jesu gnädiger Führung und an seiner allmächtigen Hilfe ist ja nichts Gutes, sondern ein Stück des alten Adam, der durch tägliche Buße soll erlöst werden. Dagegen ist vor Gott wohlgefällig, recht und gut, daß wir unsere Hoffnung ganz auf die Gnade setzen, die uns angeboten wird durch die Offenbarung Jesu Christi. (1. Petri 1, 13.) Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens, und unsere Zunge voll Ruhmens sein. Da wird man sagen unter den Heiden: Der Herr hat Großes an ihnen gethan. Der Herr hat Großes an uns gethan, des sind wir fröhlich. Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen hin und meinen, und tragen edlen Samen und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben. (Ps. 126.)

### Heiden und Heidenchristen.

T a h i t i.

I.

(Fortsetzung.)

In diesem Jahre 1803 starb der alte König, und es folgte ihm sein Sohn unter dem Namen Pomare II., der von 1803 bis 1821 regierte, und wir werden am besten die Missionsarbeit auf Tahiti uns vor Augen stellen, wenn wir das Leben dieses Königs Pomare näher ansehen.

Dieser Pomare war, als er die Regierung antrat, etwa 17 Jahre alt, ein Jüngling von ungemeiner Größe und Stärke, aber von ganzer Seele dem Götzendienst ergeben. Am Tage der Krönung wurde ihm vom heidnischen Oberpriester feierlich eine rothe Schürze

angelegt, ein Häuptling nach dem andern trat vor ihn und huldigte ihm, indem er drei Menschenopfer herbeibrachte, denen die Augen ausgerissen wurden, und der Priester überreichte sie dem jungen Regenten. Damit wollten sie bezeugen, daß der König das Auge des Volkes sei. Mit dieser Feierlichkeit bestieg der junge Pomare den Thron, und auf seinen Befehl wurden nun gar manche Götzenbilder errichtet, auch wurden von Zeit zu Zeit Menschenopfer gebracht, um den Zorn seiner Götter zu versöhnen. Man behauptet, daß er nicht weniger als 2000 Menschen auf diese Weise hingemordet habe. Wer sollte es glauben, daß solch ein König noch das Werkzeug zur Belehrung seines Volkes werden sollte!

König Pomare war schon von Anfang seiner Regierung an freundlich gegen die Missionare gesinnt, aber das hatte seinen Grund nicht etwa in einem Verlangen nach Gottes Wort, er hatte ein ganz anderes Verlangen — das waren die englischen Kleider und Geräte und vornehmlich die englischen Feuerwaffen. Flinten und Pulver zu erhalten begehrte er, und hoffte solches durch die Missionare von England zu erhalten. Denn wie seine äußere Gestalt war auch sein Geist; er trug große Gedanken und Pläne und hoffte mit Beihilfe der Engländer sein Volk groß und mächtig zu machen. Das war der Grund, warum er gleich mit seinem Regierungsantritt die Missionare seines Schutzes versicherte, und diese lernten nun eifrig die Sprache der Eingeborenen und durchzogen predigend die Insel, aber tiefere Eindrücke konnten sie nirgends gemahren. Es vergingen wieder sechs Jahre in Hoffnung; wie zuerst unter dem alten König, so streuten sie auch jetzt unter dem neuen König den guten Samen aus und sahen keine Frucht. Zwölf Jahre harter Arbeit waren vorüber, und diejenigen schienen Recht zu haben, welche behaupteten, die Mission sei umsonst und helfe doch nichts; mußten doch auch die Missionare keinen andern Trost als des Propheten Wort: Ich dachte, ich arbeitete vergeblich und brächte meine Kraft umsonst und unnützlich zu, wiewohl meine Sache des Herrn und mein Amt Gottes ist. (Jes. 49, 4.)

Aber es steht geschrieben: Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten: sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen, und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben. (Psalm 126, 5. f.) Es brach ein Krieg auf Tahiti aus, des Königs Gewaltthaten gegen seine Unterthanen waren die Veranlassung; sein eigenes Volk ergriff gegen ihn die Waffen, und es kam so weit, daß König Pomare vom größten Theil seiner Unterthanen der Regierungsgewalt entsetzt und von der Insel verjagt wurde. Kaum konnte er sich auf die benachbarte Insel Eimeo, die auch ein Theil seines Reiches war, flüchten. Sämtliche Missionare mußten das Land räumen; ihre Häuser, Gärten und Pflanzungen wurden niedergebrannt oder zerstört, alle ihre Habe wurde weggenommen; die meisten flüchteten sich auf entfernte Inseln, einige hielten beim vertriebenen König auf Eimeo aus. Da schien das Missionswerk vernichtet, die zwölfjährige Arbeit schien verloren, Tahiti schien mehr denn jemals der Macht der Finsternis anheimgefallen.

Aber noch allezeit ist es so gewesen, daß, wenn Menschenhülfe aus ist, Gottes Hülfe anfängt, und daß wenn die Noth am höchsten, Gott am nächsten ist. Die furchtbare Drangsal, in die König Pomare gekommen, da er mit einem Mal Thron und Reich verloren, sollte ihm zum Besten dienen. Das Wort Christi, das in Ohr und Gedächtnis ihm gekommen, drang nun ein in Herz und Gewissen, und wie Manasse, der König Ju-

das, im Gefängnis zu Babel seines gottesfürchtigen Vaters Hiskia Vermahnungen endlich beherzigte, so that auch König Pomare. Er lernte seine Sünden erkennen und Christum, der ihm verkündigt worden, als den Sünderheiland lieb gewinnen, und in den Briefen, in denen er die abgereisten Missionare mit beweglichen Worten zur Rückkehr einlud, konnte man deutliche Spuren aufrichtiger Sinnesänderung erkennen. Und als er sich demüthigte, half ihm auch der Herr, sein Gott, wieder; er gewann auf Eimeo, wo das Volk sich auch gegen ihn empört hatte, einen großen Sieg. Er wurde wenigstens auf dieser Insel wieder anerkannt, der Friede daselbst wurde wieder hergestellt, und die Missionsarbeit hier im Jahre 1811 wieder aufgenommen. Der König bewies es, daß eine Veränderung in ihm vorgegangen sei. Wo er konnte, suchte er den Umgang der Missionare; seine Götzen hatte er bereits entfernt, alle seine Aeußerungen sprachen seine tiefe Reue über sein früheres lasterhaftes Leben aus, mit immer größerem Ernste hörte er das Wort Gottes. Bald legte er auch öffentliche Zeugnisse vor seinem Volke ab, wie er die Götzen nicht achtete. Die Schildkröte gilt dort als ein heiliges Thier und ist des Königs Eigentum, der wenn sie im Götzentempel zubereitet werden ist, sie essen darf. Einst brachte man eine solche und Pomare ließ sie in seinem Hause zubereiten. Das Volk wußte nicht, ob er scherzte, oder ob er den Verlust verloren habe, und als er nun gar sich niedersetzte und die Häuptlinge zum Essen einlud, erwarteten Alle, die Götter würden den Frevel strafen, und verwunderten sich hoch, als ihm nichts geschah. Pomare aber erklärte vor allem Volk, er wolle von nun an dem wahren Gott dienen und ermahnte sie, seinem Beispiele zu folgen. In einer Versammlung, die die Missionare darauf hielten, erklärten jetzt bereits 31 Eingeborne, sie wollten auch den Götzen entsagen und Christen werden, und begehrten regelmäßigen Unterricht. So stand es auf Eimeo, wo der flüchtige König anerkannt war und mit seinem Volke immer mehr Ernst zum Christenglauben machen lernte.

Wie sah es nun aber indes auf Tahiti aus, wo die Heiden die Oberhand hatten und alle Missionare vertrieben waren?

Dort hatten die Missionare früher zwei Tahitier zu Knechten gehabt, die aber wenig Lust zu Gottes Wort bisher bemiesen hatten. Als diese von des Königs Umwandlung hörten, erwachte auch ihr Gewissen; Einer fragten den Andern, was ein Sünder thun müsse. Andere kamen bald und entsagten den Götzen, immer mehr kamen zusammen, man nannte sie spottend das Betvolf, und immer größer und mächtiger ward das Betvolf auf Tahiti. So verbreitete sich, wie auf Eimeo, nun auch auf Tahiti des Herrn Werk; bald war eine Zahl von 590 unter denen, die besonderen Unterricht verlangten und Christen werden wollten.

Aber nun brach auch der Groll der Heiden aus. Sie verbrannten ein Versammlungshaus; ein junger Christ starb den Märtyrertod; er wurde den Götzen zum Opfer gebracht. Gleichwohl entsagte jetzt ein vornehmer Priester seinem Götzendienst und warf seine Götzen öffentlich ins Feuer; hunderte folgten seinem Beispiele auf Eimeo wie auf Tahiti. Da der Zulauf zum Christentum immer stärker wurde, verschworen sich die Obersten Tahitis, alle Christen in Einer Nacht umzubringen. Aber der Plan wurde verrathen, die Christen konnten nach Eimeo fliehen, und die betrogenen Heiden lehrten ihre Schwerter gegen sich selber. Am folgenden Tag bekannten sich 90 Glieder weiter zu Christo. So wurde die Spannung zwischen Heiden

und Christen immer größer, ein Krieg schien unvermeidlich. Doch mußten sich die Heiden so gut zu verstellen, daß die Christen alles verfohnt glaubten; aber sie hatten nur die Christen mit ihrem Könige nach Tahiti locken wollen. Und wirklich kam Pomare mit den Seinen auf Tahiti an, er glaubte alles vergessen und friedlich.

Da nahte der 12. November 1816, an diesem Tage sollte der Sturm losbrechen. Eben waren die Christen am Sonntag beim Gottesdienst, da stürmten die Heiden auf sie ein. Wer Waffen hatte, wehrte sich gegen die Feinde, die Andern fielen zwischen dem Gebüsch auf die Kniee und beteten, der Herr möge doch heute zeigen, wer der rechte Gott sei. Es erfolgte ein furchtbares Gemetzel, und als der Hauptanführer der Götzendiener fiel, wandte sich alles zur Flucht. Pomare gewann den Sieg und bewies jetzt seinen Christensinn durch Sanftmuth und Verzeihung gegen die überwundenen Feinde. Seine Sanftmuth überwand vollends alle Gegner. Sie erklärten, ihre Götter seien Lügengötzen, die nicht helfen könnten; sie wollten hinfort dem allmächtigen Gott anhängen und dienen. Es wurden große Feuer angezündet und alle Götzenbilder verbrannt, die Opferplätze und Altäre wurden niedergehauen. Pomare fand allgemeine Anerkennung im Lande, die Bürgerkriege hörten auf, Kindermord und Menschenopfer wurden abgeschafft, auf Tahiti allein erhoben sich 90 Bethäuser. Tahiti mit den drei benachbarten größeren Inseln bekannte sich zum Christentum. Das geschah im Jahre 1815, nachdem die Missionare 18 Jahre lang den guten Samen ausgestreut hatten.

Jetzt erwachte unter dem Volke ein wahrer Heißhunger nach Gottes Wort, die Missionare konnten kaum Zeit und Kraft genug aufbieten, Alles drängte sich herzu, Alles wollte hören und lernen; und als vollends Bibeln in Tahitischer Sprache gedruckt wurden, riß man sich völlig um dieselben; wer eine Bibel hatte, trug sie bei sich als seinen täglichen Begleiter. Es war im Jahre 1819, da wurde König Pomare mit seiner Familie und etlichen Großen seines Reiches getauft, und etliche Tage hernach empfingen auch noch ganze Schaaren von Eingeborenen die heilige Taufe. Zugleich verabschiedete der König ein Gesetzbuch, worin strenge Strafen gesetzt waren auf Mord, Diebstahl, Ehebruch, Aufruhr, auch Recht und Gerechtigkeit nach Gottes Wort festgesetzt wurde. Er las es selbst vor, und das Volk rief: Wir stimmen von ganzem Herzen bei. Zwei Jahre später starb König Pomare. Kurz vor seinem Ende sagte einer der Missionare zu ihm: „Du bist zwar ein großer Sünder gewesen, aber Jesus ist ein großer Heiland, und jetzt kann dir keiner helfen als Er.“ Pomare antwortete: „Keiner als Jesus!“ Mit dem Seufzer: „Jesus allein!“ verschied er am 7. Dezember 1821.

(Schluß folgt.)

### Kürzere Nachrichten.

— Unsere rührige Schwester, die Chrm. M i n n e s o t a = S y n o d e, hat nun doch den Anfang des zweiten Vierteljahrhunderts ihres Lebens und Wirkens dadurch ausgezeichnet, daß sie ein eigenes Synodalblatt ins Dasein gerufen hat. Dasselbe hat am ersten Januar unter dem Namen „E v a n g e l i s c h = l u t h e r i s c h e r S y n o d a l b o t e“ seine Wanderungen durch sein Synodalgebiet und wohl auch über die Grenzen desselben hinaus zu Freunden und Nachbarn angetreten und wird hoffentlich als Träger

mancher erfreulichen Botschaft über den gedeihlichen Fortgang der Arbeit im Reiche Gottes auf dem wachsenden Wirkungsbereich seiner Synode unter Gottes Segen in vielen Häusern Aufnahme finden und zu reger Beteiligung der einzelnen Synodalglieder an dem gemeinsamen Werke reizen und anleiten. Wir wünschen dem Synodalboten gut Wetter, guten Weg und guten Muth für seinen Botenlauf und manch freundliches „Grüß Gott“ und „Schön willkommen“, wohin sein Weg ihn führt.

Das Blatt erscheint zweimal monatlich im Umfang von vier Seiten und kostet jährlich 50 Cts.; Bestellungen sind zu adressiren: Prof. A. F. Reim, New Ulm, Minn.

— Aus der Indianermision in Shawano Co., Wisconsin, berichtet Pastor Homme in seinem Blatt „For Gammel og Ung“: „Im Missionshause in Bethanien beginnt jetzt mehr Leben und Bewegung, seit es geblüht ist, sieben Indianerkinder daselbst unterzubringen. Die Kinder gehören vier verschiedenen Stämmen an, 2 dem Oneidastamm, 3 dem Winnebago Stamm, 1 dem Stockbridgestamm und 1 dem Potomatomiestamm. Sie scheinen gut zu gedeihen, obschon sie einander, wenn sie ihre eigene Sprache reden, nicht verstehen. Sie werden angehalten, das Vischen Englisch zu gebrauchen, das sie gelernt haben und täglich in der Schule lernen. Wenn es gelingt, die Anstalt in die Stadt zu bekommen, so werden sie mehr mit anderen Kindern in Verbindung kommen und bessere Anleitung haben zur Erlernung der englischen Sprache. Es sind hübsche, lebhaftige Kinder, und mehrere von ihnen können wir zu behalten hoffen. Laßt uns den Herrn bitten, daß er die Arbeit an diesen kleinen Heiden segne, daß ihre Herzen aufgethan und ihre Seelen für Gottes Reich gewonnen werden mögen.

— In der presbyterianischen Missionskirche zu Sitka in Alaska sind am 27. September vorigen Jahres 11 Personen getauft und in die christliche Gemeinde aufgenommen worden. Die Herrnhuter haben in der Nähe des Behringundes ihre Heidenmission eröffnet.

— Die Waldenser in Italien, von deren Vorfahren in Frankreich und ihren ersten Verfolgungen durch die Papisten wir jüngst im Gemeindeblatt vernommen haben, zählen gegenwärtig 15,000 Communicanten mit 59 Kirchen, 36 Stationen der inneren Mission, einem Predigerseminar mit 3 Professoren und 16 Studenten, einem Gymnasium mit 7 Professoren und 75 Schülern, einer höheren Töchterschule, einem Waisenhause, 3 Hospitälern, 230 Elementarschulen mit 6500 Kindern, 170 Sonntagschulen mit 4500 Schülern, und mehreren kirchlichen Zeitschriften.

— Was würden unsere Pastoren und Gemeinden sagen, wenn sie, um ihre Kirche ausbessern oder eine neue bauen zu dürfen, erst Erlaubnis etwa von dem römisch-katholischen Erzbischof von New York einholen müßten? So sind aber die lutherischen Pastoren und Gemeinden der russischen Ostseeprovinzen gestellt, die von der Regierung die Weisung bekommen haben, um Erlaubnis bei dem griechisch-katholischen Bischof von Riga einzukommen, falls sie Kirchen bauen oder repariren wollen. Ein weiterer Beleg dafür, wie man bestrebt ist, die evangelische Kirche in jenen Gegenden niederzuknuten, liegt darin, daß in jüngster Zeit 19 evangelische Prediger in Livland und Kurland in Anklagezustand versetzt worden sind und gewärtig sein müssen, nach Sibirien verbannt zu werden, weil sie ihre Pfarrikinder, wie es ihre Pflicht war, gewarnt

haben vor den Wegen, auf welchen sie der in Irthal und todes Wesen versunkenen griechischen Staatskirche zugeführt werden sollen.

— Dem Blatt „El Estandarte Catolico“ entnimmt die „Revista“ folgende Mittheilung:

„In Mataryeh (Egypten), einem Dorf, wo die heilige Familie lebte, und nahe bei der wunderbaren Quelle, welche daselbst vor neunzehn Jahrhunderten auf Verlangen der allerheiligsten Jungfrau hervorbrudelte, ist eine Grotte, die unserer lieben Frau von Lourdes geweiht ist, im Bau begriffen. Diesen schönen Gedanken verdankt man dem Ehrwürdigen Pater Julien von der Gesellschaft Jesu, Oberen des Collegiums der heiligen Familie zu Kairo. Die Mauern der neuen Grotte und Kapelle beginnen schon aus dem Boden zu steigen, und wenn erst der Bau vollendet ist, wird er die ganze Ebene von Heliopolis beherrschen. So wird die erste Quelle, welche auf Erden durch die Macht der h. Maria entsprungen ist, unter der Anwartschaft der berühmtesten von allen, der von Lourdes, stehen.“

Wir brauchen unsern Lesern wohl nicht zu sagen, daß die Jungfrau Maria mit der Entstehung der Quelle von Mataryeh genau so viel zu thun gehabt hat, wie mit der von Lourdes, nämlich nichts, und daß es mit dem „schönen Gedanken“ des Jesuitenpaters eben auf papistischen Humbug und Geldschneiderei abgesehen ist.

— Unter den Einwohnern der türkischen Hauptstadt Konstantinopel sind 448,000 Christen, theils eingeborene, theils fremde, und 385,000 Muhammedaner, und im ganzen türkischen Reich soll die türkische Bevölkerung entschieden im Abnehmen, die christliche hingegen im Zunehmen begriffen sein.

## Einführung.

Erhaltenem Auftrag gemäß ist am ersten Sonntag nach Epiphania Herr Pastor F. J. Dehler in der ev.-luth. St. Paulus-Gemeinde in Hubbard, Dodge Co., Wis., eingeführt worden.

Der Erzhirte, unser lieber Herr Christus, wolle sich dieser Herde und ihres neuen Hirten selbst annehmen, wie er verheißen hat.

P. h. Köhler.

Adresse: Rev. F. J. Dehler,  
Woodland, Dodge Co., Wis.

## Conferenz-Anzeige.

Die Central-Conferenz versammelt sich, s. G. w., am 16. und 17. Februar, Morgens um 9 Uhr, bei Herrn Pastor Brodmann in Watertown.

Am 16. Abends Gottesdienst.

R. Machmüller.

## Quittungen.

Für das Gemeindeblatt: Jahrg. XXI: PP Deuber 14.70; Kilian 26; Emmel 4.45 (incl. Schumacher und Emmel); Streißguth 1.05; Menke (für Wöhrmann) 1.05; Rosche 1; F. Greve 4.20.

Die Herren: Wehle 1.05; G. Greve 1.05; Fr. Heiden 0.50; Ms. A. Mikoleit 1.05.

Jahrg. XX: P. J. Meyer 5.

Jahrg. XIX, XX: P. Abelberg 3, 1.

Jahrg. XX, XXI: Herr L. B. Hoffmann 1.45.

Jahrg. XVII—XXI: Herr Biskup 4.65.

Jahrg. XVIII—XXI: P. Brilgmann 4.20.

Jahrg. XXII, XVIII: P. Born 2.10.

T. h. Jäkel.

Für das Seminar: Die Pastoren Kilian, Christfestcoll. der St. Paulsgem. \$4.88, der St. Johannesgem. \$3.61; Rader, Weihnachtscoll. in Baumatoa \$10.20, in Greenfield \$2.16, pers. B. \$2.64; Waldb, pers. B. \$5; Hader, Weihnachtscoll. für die Anstalten \$6; Probst, von der Gem. in Schleifinger-ville \$3.50, von der Gem. in Hartford \$6.50; F. J. Dehler, Weihnachtscoll. von der Zionsgem. \$3.38, von der Johannesgem. in Mayville \$2; Bruß, von der Gem. in Town Gibson \$5; Jäkel, von Herrn Wehle \$1.20; G. W. Albrecht, Weihnachtscoll. der Gem. in Dundas \$6, Hochzeitscoll. bei H. F. Reichel \$4; Streißguth, Weihnachtscoll. der Gem. in Kenosha \$6.35, der Gem. in Paris \$3.83; A. Pieper, Coll. der Gem. in Menomonie \$7.50, der Gem. in Iron Creek \$5.25, der Gem. in Meyers Settlement \$2.25; Nicolaus, Neujahrscoll. \$4.

Für das Reich Gottes: P. P. Waldb, aus der Kindermissionsklasse \$8; F. J. Dehler, Erntefestcoll. von der Zionsgem. \$3.35, desgl. von der Johannesgem. in Mayville \$6.62, Weihnachtscoll. von der St. Paulsgem. in Hubbard \$13.18; Dornat, Epiphaniascoll. \$3.32, von Frau Liegow \$1; Dankopfer von Frau N. N. \$2, desgl. von N. N. \$5; von mehreren Gliedern des Frauenvereins \$3.75. Durch Prof. Gräbner von L. N. \$1.00.

T. h. Jäkel.

Für die Witwen-Kasse: Durch P. Hagedorn, Erntefestcoll. \$5.25, pers. B. \$3; P. Brenner, von Malchow \$1; P. F. J. Dehler, von N. N. 50 Cts., N. N. 10 Cts., pers. B. \$4.40; P. Hader, persönl. Beitrag \$3; P. Haase, Coll. fr. Gem. in Fort Atkinson \$12.50, pers. B. \$5; P. H. Häse sen., Coll. \$7, pers. B. \$3; P. Conrad, Coll. seiner St. Petrigem. \$3, pers. B. \$3; P. Tr. Gensike, Coll. fr. Gem. \$18.04; P. Wüst, Coll. fr. Gem. \$4.10; P. Ph. Köhler, Coll. seiner Gem. \$12.

J. h. Bading.

Für die Heiden-Mission: P. Gensike sen., von Ungenannt \$5; P. Dammann, von seiner Jakobigemeinde \$5; P. J. Körner, von Fräulein N. N. \$3, G. Hübner \$1, aus dem Klingelbeutel \$2.25.

E. Dornat.

Von der Gemeinde des Herrn P. Ave-Lallemant \$8.22 empfangen zu haben bescheinigt mit herzlichem Dank

F. G. Gläser.

Dankend erhalten durch P. Hölzel von seinen Confirmanden für die Taubstummen \$6.

E. h. Schmariedt, Kassirer.

## Schulbücher.

Im „Nordwestlichen Bücher-Verlag“ sind erschienen folgende Schulbücher, die in unserer Synodabuchhandlung zu den beigelegten Preisen zu haben sind.

### Dr. Martin Luthers Kleiner Katechismus

mit

Erklärung.

Bearbeitet auf Grund des Dresdner Kreuzkatechismus, und herausgegeben von der

ev.-luth. Synode von Wisconsin u. a. St.

Preis: einzeln 30 Cents, das Duzend \$3.00.